

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 14

Artikel: Kleine Ursachen...
Autor: Sollberger, W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640860>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nid was er agstellt hätt, wen i nid ... I hoffe, dir näht e Lehr drus — und jeh göht ga äffe. Was dir em Rothacher schuldig ist, das bruuchen i nech hoffetlich nid z'säge."

Das het er nid bruucht — nei. I ha mi bim Rothacher entschuldiget, nid vor em Houptverläse, grad wo d'Rompantie isch aträtte gsi. Rothachers Gsicht, eggig u doch uf ene Wäg sympathisch, isch gsi wi nes Himmeli mit Föhnwulche ... Täubi u Freud sy gäng frösch umen eis um ds andere drüber glüffe, u zwüschyhen es Gimmeli Schäme. Der Gfreitnig Moser het innertsi pflüpf. Der Schmuß het der Sonnenundergang gstu-

diert. Die angere zwee hei ihrne Nábemanne grad dá fáß Mománt öppis gruusam wichtigs gha z'brichte, öppis ganz anders ...

I bi jeke feufezwänzg Jahr Korporal; us der Fourier-schuel isch du nüt worde — us Gründe, wo nid uf dem Blatt stöh. Aber eis weis i, un i glouben i chönn stolz sy druf: i ha sit däm Ufgebot nie meh eim vo myne Undergäbene wehtah — ömel nid daß i öppis wüßt dervo. U deßitwäge hani die Gschicht jeh einisch müesse verzelle — mym Houpmé zum Dank.

Kleine Ursachen . . .

Eine Kurzgeschichte von W. Söllberger

Unsere alte Küchenuhr ist plötzlich kaputt gegangen. Wunder ist es ja keines, denn, wenn jemand so wie sie täglich vierundzwanzig Stunden rennt und dazu noch schneller als es notwendig ist, so ist es begreiflich, daß das Zahnwerk mit der Zeit verderben mußte. Ich habe ihr eine halbe Stunde lang gut zugeredet. Dann habe ich sie eine volle Stunde geschüttelt und abgeklopft, mit dem Finger, mit dem Taschenmesser und mit dem Hammer. Aber sie kam nicht zu sich. Da zog ich sie solange mit aller Gewalt auf, bis die Feder entzwei sprang und ich zur Überzeugung kam, daß der Uhrmacher das Reparieren vielleicht doch besser verstehen würde. Ich hob sie aus ihrem Haken, um sie einzupacken und zum „Bibelektor“ zu tragen.

Von diesem Augenblick an begann für mich eine neue Zeit-epoche, ein Leben voller Mühsal und Sorgen; es kamen Tage und Wochen voller Gefahren und Entbehrungen. Mein trautes Heim wurde zum Tummelplatz sämtlicher Handwerksgattungen, die gewohnte Ordnung wandelte sich in ein Chaos, ich begann ein wildes Nomadenleben und sank vom behördlich sanktionierten Haushaltungsvorstand zum Schlafgänger herab.

Und wer ist an all dem schuld? Die Uhr. — Als ich nämlich die Uhr vom Haken nahm, da wurde der schöne Urzustand des Maueranstrichs sichtbar, während der verblaßte, abgewetzte und abgeblätterte Zustand der übrigen Mauer dadurch erst recht ins Auge sprang. Wenn er wenigstens nur mir allein ins Auge gesprungen wäre! Leider sprang er aber auch meiner teuren Gattin ins Auge. Und wenn den Frauen etwas ins Auge springt ist das Malheur fertig.

„Die Küche müssen wir unbedingt streichen lassen“, sagte meine Frau und ich mußte ihr in diesem speziellen Falle ausnahmsweise recht geben.

„Wenn wir aber die Küche streichen lassen“, sagte ich, „dann lassen wir auch gleich den Holzherd abtragen, denn seit fünf Jahren, seit wir den Gasherd haben, wird er nicht mehr benützt und steht uns nur im Wege.“ In diesem speziellen Falle mußte mir wieder meine Frau ausnahmsweise recht geben.

„Wenn die Kacheln von der Wand wegkommen“, meinte meine Frau, „dann muß natürlich der Maurer kommen und das Loch verpußen.“

„Selbstverständlich“, sagte ich, „der Maler soll dann einen Sockel rund um die Küche machen, dann wird man gar nichts merken.“

„Und ich komme endlich zu einem praktischen Kinnstein, den ich mir schon so lange wünsche, der hat dort wunderschön Platz, wo der Ofen gestanden ist“, sprach meine Frau. Mich überkam das erhebende Gefühl des edlen Spenders, ich bewilligte den Kinnstein, gab aber zu bedenken, daß dieses neue weiße „Möbel“-stück schrecklich abstechen werde von der schon stark gelblich gewordenen anderen Kücheneinrichtung.

„Mein Gott“, erwiderte meine Frau, „die lassen wir ganz einfach frisch streichen, das wird doch nicht so teuer sein, die wer-

den wieder wie neu werden. O, ich freue mich schon so auf die schöne Küche! Aber davon habt ihr Männer ja keine Ahnung.“ Aber ich habe schon eine Ahnung gehabt, wenigstens von dem, was mich das wieder kosten wird.

„Schau“, meinte die holde Gattin, „außer dem Kinnstein brauchen wir gar nichts Neues. Höchstens ein Linoleum, denn das alte, abgetretene paßt wohl dann nicht mehr recht in die neue Küche. Und dann ist Schluß. Vielleicht noch einen Fenster-vorhang, den zahle ich mir selbst vom Haushaltsgeld. (Weil er nur zwei Franken fünfzig kostet, die Schlaumeierin!) Du brauchst dann nur noch zu schauen, daß wir eine neue elektrische Birne und einen Steckkontakt für das Bügeleisen bekommen. Das wirst du dir wohl doch nicht auch noch vom Haushaltsgeld bezahlen lassen.“

Seit dieser denkwürdigen Unterredung bin ich Nomade geworden, weiß nicht, wo ich mein müdes Haupt hinlegen soll, habe keine Ahnung, wovon ich mich nähren werde und bin nur froh, daß ich kein Hunne bin, sonst müßte ich den ganzen Tag herumreiten und unter meinem Sattel das Fleisch weich machen.

Ich bringe keinen ordentlichen Scheitel mehr zusammen auf meinem Haupte, denn meine Haare stehen mir ununterbrochen zu Berge, wenn ich den Greuel der Verwüstung in meiner Wohnung sehe.

Zuerst kam der Maler mit zwei Lehrbuben und sieben Stegen, mit Rübeln und Kannen und fünfzehn alten Schalen, transportierte die Möbel fort und richtete sich in der Küche häuslich ein. Das Geschirr ist jetzt in der übrigen Wohnung versteckt. Gottlob wird alle zehn Minuten ein Stück herunter- und zusammengehauen, so daß es uns bald nicht mehr viel genießen wird.

Der Hafner ist daran, den Holzherd abzutragen. „Tragen“ sagt er und „hauen“ tut er. Es ist sehr interessant, ihm zuzuschauen. Zwei Stunden habe ich mich dabei amüsiert, bis plötzlich die Herdauffäße und der Backofen in sich zusammenstürzten. Dann mußte ich baden gehen und den Anzug zum Schneider schicken. Und das große kupferne Wasserbecken fiel mir auf die linke Behe, so daß das Hühnerauge sofort erblindete und ich den Fuß in der Schlinge tragen mußte.

Als ich gebadet und frisch angezogen war, ging ich in die Küche, wo meine Frau stand und dem Maler zusah, der den Plafond einseifte. „Du, liebe Frau“, sagte ich, „ich gehe jetzt ins Tea-Room, bei uns ist man ja des Lebens nicht mehr sicher.“

„Geh nur, so arg ist's doch nicht“, meinte meine Frau, aber da fiel auch schon dem Maler der Seifentübel aus der Hand und mir auf meine Denkerstirne. Weil mich die Seife so arg in den Augen brannte, daß ich sie nicht aufmachen konnte, führte mich die teure Gattin an der Hand aus der Küche und sagte: „Ich bitte dich, schau, daß du fortkommst, du störst nur die Leute bei der Arbeit.“

Da habe ich mich eben noch einmal gebadet und frisch angezogen. Es war nur gut, daß das Mädel noch nicht zum Schneider gegangen war, jetzt konnte es wenigstens den zweiten Anzug auch gleich mitnehmen. Aber in die Küche ging ich nicht mehr. Nicht einmal daran vorbei. Als ich wieder angezogen war, habe ich mir aus unsern Leintüchern ein Seil gedreht und mich beim Fenster auf die Straße hinuntergelassen. Gottlob hat man mich auf der Polizeistation erkannt, denn der junge Polizist hat schon eine Niesenfreude gehabt, daß er einen Fassadenkletterer in flagranti erwischte hat. Habe ich eine heimliche Freude gehabt. Ja, mein lieber Herr Polizist, wo ist flagranti und wo bin ich! Weil ich gerade davon rede, wo ich bin, ich bin tagsüber in dem netten, heimeligen Tea-Room, nehme dort die telephonischen Weisungen meiner Gattin entgegen und schreibe jede Stunde einen Einzahlungsschein oder ein Mandat, damit ich nicht auf einmal eine so große Summe zahlen muß für die Küche. Und schlafen tue ich bei einem bekannten Zughund, Bärli heißt er, von unserer Milchfrau. Wir vertragen uns ganz gut und schön, warm ist es auch in seinem Stall. Wenn ich im Tea-Room sitze, ist es jetzt riesig lustig, zehn Meter im Umkreise von mir fragen sich alle Gäste. Sogar die feinsten Damen. Warum die das machen? Oder sollten sie etwa gar Flöhe haben? Aber das kann ich doch nicht recht glauben.

Heute bekam ich den telephonischen Befehl: „Kehre zurück, alles wie neu.“ Da habe ich meinem Quartierherrn einen Kranz Würste gekauft und meiner Frau ein Speisefervice für zwölf Personen. Wie ich mich beim „Bärli“ bedanken und ihm die Würste geben will, schnappt er gleich nach meiner Hand und beißt mir den Daumen fast durch. Ich habe gleich den Handschuh angezogen, weil ich Angst hatte, den Finger beim Nachhausegehen zu verlieren.

Das Wiedersehen mit meiner Frau war rührend und erschütternd, so erschütternd, daß ich auf dem neuen Vinoleum ausrutschte und samt dem Service für zwölf Personen der Länge nach hinfiel. Als mir meine erschrockene Gattin wieder auf die Beine half, war es nur mehr ein Service für sechs Personen. Das machte aber weiter nichts, wir sind ja ohnedies nur drei Leute.

Aber alles was wahr ist, die Küche ist ein Schmuckkästchen. Blichblank und appetitlich. Und tut mir auch der Daumen noch sehr weh und die rechte Hand, aus der ich den Scherben vom Service noch nicht herausgebracht habe, so bin ich doch der alten Uhr dankbar, die an allem schuld ist. Im stillen habe ich mir aber vorgenommen, nie mehr in meinem Leben eine Uhr von der Wand zu nehmen! Und bei einem Hund schlafe ich auch nicht mehr. Bestimmt nicht!

Ihr Lied

Von J. Herrman

Sie saßen in einer Ecke ihres Salons und lasen. Die Lampe warf einen hellen Lichtkegel auf ihren Tisch, aber sie selbst waren im Dunkel. Das Radio hatte längst seine Sendung beendet, die Trambahn unterbrach kaum mehr die Stille der Nacht.

„Weißt du, Ilse, daß es am achtzehnten dieses Monats zwanzig Jahre sein werden?“

Sie schlug das Buch zusammen und blickte auf: „Zwanzig Jahre? Seit wann?“

„Seit ich deine Stimme zum ersten Mal gehört habe. Du hattest Geburtstag und es war das erste Mal, daß ich zu euch kam. Ich kannte dich noch nicht, aber man hatte mir von dir erzählt, von deiner Schönheit und Anmut, von deiner Stimme. Zwanzig Jahre sind es her seit jenem Abend. Ich erinnere mich daran, als wäre es heute. Ich trat auf den Fußspitzen in euren Salon. Die Musik hatte schon längst begonnen. Du warst beim Piano und sangst ein Lied. Jeder hörte aufmerksam zu, alle Blicke waren auf dich gerichtet. Dein Haar glänzte wie Seide und deine Augen sahen verklärt in die Ferne, als die weiche Melodie erklang. Ich weiß nicht, warum dein Vater gerade mich an diesem Abend aus der Schar der anderen jungen Leute auswählte, um mich dir vorzustellen. Er sagte: ‚Hier ist meine Tochter Ilse.‘ Und dann plauderten wir eine Weile zusammen. Du warst schön, du warst jung, fast noch ein Kind.“

Ilse nickte. Die Zeit hatte ihre Schönheit verblaßt, doch ihre Augen wanderten wie einst durch das Glas der Fenster in die Ferne.

„Ich hätte den Wunsch, Ilse“, fuhr Robert fort, „diesen Abend, an dem wir uns kennen lernten, den Geburtstag unseres Glücks, zu feiern. Laden wir alle unsere Freunde ein, machen wir ein großes Fest. Zwanzig Jahre Glück, Liebste, ist das nicht einer Feier würdig? Und an diesem Abend, vor all unseren Freunden, wirst du das Lied wieder singen, das du gesungen hast, als wir uns zum ersten Male sahen. Willst du, Ilse?“

Sie antwortete nicht.

„Oh, ich weiß, warum du zögerst. Aber für mich wird deine Stimme immer dieselbe bleiben, du wirst für mich singen, Ilse, für mich!“

Eine vornehme Gesellschaft erfüllte ihren Salon. Ilse und ihr Mann empfingen freudestrahlend ihre Gäste. Bald herrschte lautlose Stille. Ein junger Künstler war an das Piano getreten und hatte Chopin angestimmt. Dann sang eine Dame Lieder von Schubert und Brahms. Ihre Stimme klang wunderbar weich und anmutig und man sparte nicht mit Beifall. Auch Robert klatschte. Aber er spendete Beifall aus Konvention, nicht aus Überzeugung. Für ihn war und blieb die schönste Stimme die seiner Frau.

Raum war der Beifall verrauscht, als er Ilse's Stimme hörte:

„Ich entschuldige mich, heute nicht singen zu können, so wie ich es eigentlich beabsichtigt und versprochen hatte. Ich habe mich ein wenig verkühlt und meine Stimme versagt vollkommen.“

Sie gab weder den Bitten der zahlreichen Freunde nach, noch den flehenden Blicken ihres Mannes. In angeregter Unterhaltung blieb man bis spät abends beisammen.

Als sich die letzten Gäste verabschiedet hatten, stieg Robert langsam in sein Zimmer hinauf und öffnete die Türe seines Balkons. Es war sternklare Nacht. Er zündete sich eine Zigarette an und blickte in das Dunkel. Eigentlich war er ein wenig böse auf Ilse, er hatte sich so gefreut, sie vor seinen Freunden singen zu hören.

Da erklangen einige Akkorde vom Salon herauf und eine Stimme sang ein Lied. Es war Ilse's Lied, das Lied von vor zwanzig Jahren. Leise ging Robert die Stufen hinab und blieb hinter dem Piano stehen. Ihre Stimme zitterte, sie setzte alle Kraft ein, aber es gelang ihr nicht, das Lied zu Ende zu singen. Ihre Stimme war gebrochen.

Sie sah zu ihrem Gatten auf.

„Versteht du nun, Robert, warum ich vor unseren Freunden nicht gesungen habe? Ich wollte nicht, daß jemand anderer als du, der mich liebt wie am ersten Tag, meine Stimme hört, die langsam bricht, wie meine Schönheit, die erlischt, wie meine Jugend, die längst von mir gegangen. Die anderen hätten nicht verstanden. Du Robert, du verstehst ...“